

# Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literarhistorikers

Autor(en): **Schollenberger, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine  
Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751407>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literaturhistorikers

Von Dr. H. Schollenberger

Über Stand und Ziel schweizerischer Literaturgeschichte hat Adolf Frey schon vor drei Dezennien die grundlegenden Richtlinien gezogen, und noch sind die Arbeiten, welche an Hand eingehend aufgesuchten und geordneten Materials die vielfachen Einwirkungen von Nord und Süd und umgekehrt klarlegen, nicht beendet, ja der Hauptsache nach bei der vorklassischen Periode stehen geblieben. Mit dem Zeitpunkt, da die wissenschaftliche Forschertätigkeit zur Erschließung des goldenen Zeitalters unserer deutschsprachlichen Dichtung vorgeritten sein wird, hat sie auch die Persönlichkeit eines ihrer Pioniere einer Beurteilung zu unterziehen, die durch die nachfolgend publizierten Dokumente nicht unwesentlich bestimmt wird.

Julius Stiefel<sup>1)</sup>, der am 24. Juni 1908 verstorbene Lehrer der deutschen Literatur und Ästhetik am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, hat beim Eintritt ins akademische Studium das Feld seiner spätern Wirksamkeit von einem Dreigestirn beherrscht gefunden, das den Theologiestudenten unwiderstehlich in seinen glänzenden Lichtkreis bannte: Johannes Scherr, Fr. Th. Bischer, Joh. Gottfried Kinkel sind für seinen Lebensberuf wie für den seines Kommilitonen August Stadler bestimmend gewesen. Und wenn noch der Sechzigjährige in den „Rhetorischen Übungen“ des deutschen Seminars der Universität dankbar Kinkels „Anweisung zur Beredsamkeit“ gedachte, so haben ihn mit den beiden Größern bis zu ihrem Lebensende mehr als ausschließlich literarische Interessen verknüpft. Stiefel zitierte gelegentlich aus Feuchterslebens Diätetik: „Welcher Umgang dich kräftig, dich zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche . . .“ Welchen Erfolg diese früh erkannte und befolgte Weisheitslehre im eigenen Streben gezeitigt, erhellt aus dem folgenden Empfehlungsschreiben.

<sup>1)</sup> Das Wesentliche in Lebensgang und Wirken des Gelehrten hat der Verfasser in dem unter Benützung des handschriftlichen Nachlasses entstandenen Nekrolog in Bettelheims „Biogr. Jahrbuch“ (XIII, 171—175) wiederzugeben versucht.

Zürich, Oberstraf, 10. Okt. 70.

Geehrter Herr!

Herr Dr. Stiefel von hier teilte mir mit, daß er sich um eine Stelle an der Bezirksschule in Brugg beworben habe und ersuchte mich, ein ihn empfehlendes Wort an Sie zu richten. — Ich erfülle diesen Wunsch um so lieber, da ich Herrn Stiefel mit bestem Gewissen warm empfehlen kann. Er war mehrere Jahre hindurch in historischen und literarischen Vorlesungen mein sehr fleißiger Zuhörer, ist überhaupt ein talentvoller, strebsamer, wissenschaftlich durchgebildeter junger Mann und überdies von Gesinnung und Charakter durchaus ehrenhaft und wacker. Ich bin überzeugt, er würde sich rasch in seine Aufgabe an Ihrer Lehranstalt hineinarbeiten und diese Aufgabe mit Eifer und Erfolg lösen. Lassen Sie sich den jungen Mann bestens empfohlen sein!

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergeb.

Prof. J. Scherr.

Entsprechend dem bisher verfolgten Studiengang beschlug Stiefels Dissertation eine in überwiegend philosophisch-ästhetischer Methode ausgeführte Spezialarbeit über „Die deutsche Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts“, d. h. von den Anfängen der selbständigen modernen deutschen Lyrik unter Haller und Hagedorn bis zu Hebel. Mit dem vollen Bewußtsein, daß der Schrift alle Mängel eines ersten Versuches anhafteten, hatte ihr Autor die ursprünglich zur Erlangung des Doktorates verfaßte Abhandlung erweitert und als „Ästhetische Studien“ der Öffentlichkeit übergeben (Leipzig, Otto Wigand 1871). Er sah voraus, daß der dem Versuch zugrunde liegende Geist der Auffassung vielleicht gerade um des jugendlichen Enthusiasmus willen die Kritik hervorrufen müsse, hoffte aber damit doch einen freundlichen Widerhall in manchen Herzen zu finden, „die ihre Erholung und Erhebung im Heiligtum der echten Kunst suchen“. Schon am 30. Januar 1871 traf aus Stuttgart folgendes Schreiben ein:

Verehrter Herr Doctor!

Um Sie nicht zu lange warten zu lassen, sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihre freundliche und vertrauensvolle Zusendung, ehe ich Ihre Schrift gründlich und zusammenhängend gelesen habe. Da ich mich bloß auf Einblicke berufen kann, bin ich eigentlich nicht berechtigt, schon zu urteilen; ich kann nur

jagen, wie es mir scheint. Hier ist offenbar eine tüchtige Kraft, jetzt in der Periode stehend, wo es sich darum handelt, ob sie sich glücklich und harmonisch entwickeln wird. In Ihnen ist die Spekulation mit der unmittelbaren, einfachen Auffassung des Gegenstandes noch nicht zur richtigen Mischung gediehen. Jene überschießt noch öfters das Objekt, oder, wenn Sie ein anderes Bild wollen, haßt zu tief und findet daher den Schatz nicht, tritt vielfach noch eckig, abstrakt bis zum Abstrusen, pedantisch auf. Sie schreiben einleuchtend, anziehend, wo Sie ganz unbefangen ein Gedicht analysieren; z. B. habe ich Ihre Analyse von Hölderlins „Gefesseltem Strom“ mit wahren Genuß gelesen. Dagegen greife ich als nächstes Beispiel für das vorhin Gesagte den gesperrt gedruckten, hyperphilosophischen und das innere Gehör peinigenden Satz p. 170 heraus<sup>1)</sup>. Ihre Sprache wirkt mit Ihrem Buch durch Schwere und Härte zu Schaden. Nehmen Sie es, ich bitte, nicht empfindlich, wenn ich Ihnen einen Rat gebe, den ich schon so manchem gab, dem der Nerv für Fluß und Guß der Sprache mangelhaft ausgebildet war: Legen Sie sich die Mühe auf, einige Seiten Ihrer Schrift in einfachen Periodenbau zu übersehen, etwa so, daß Sie sich von der Frage leiten lassen: Wie würde ich sagen, wenn ich es nicht schriebe, sondern spräche? — Sie gebrauchen namentlich zu viel Substantive. Z. B. der Satz p. 251 unten<sup>2)</sup> wird so ungenießbar namentlich durch die „Ergriffenheit“; als besonders starkes Beispiel von Sprachhärte und schwerer Verständlichkeit habe

<sup>1)</sup> „Es besteht zwischen dem Natur- und dem Menschenleben ein unentwirrbarer Zusammenhang, welcher sich innerhalb der besondern Menschennatur als Widerspruch von Unbewußtem und Bewußtem, Naturgebundenheit und Geistesfreiheit wiederholt, — und welcher zwar einerseits in einem nach der individuellen Entwicklungsreihe verhältnismäßigen Übergewicht des freien Geistesbewußtseins über die Naturgebundenheit, anderseits in dem unaufhörlichen Streben des Menschengeistes nach der absoluten Freiheit eine relative Lösung findet, — welcher aber immer teils infolge stufenweiser individueller Entwicklung, teils infolge stets erneuter Verwicklung und Verknüpfung mit den äußern Naturmächten und untüchtig innerer Naturanlage als eigentlichstes Menschenwesen stehen bleibt.“

<sup>2)</sup> „Indem Hölderlin in seiner Geliebten — als einer Nachgeborenen des Heroengeschlechtes gleichsam — die Verwirklichung seines Ideals von Menschen, die in gleich reinen und innigen Beziehungen zu der Natur und zu den göttlichen Mächten lebten, wie sie nach seiner Meinung im griechischen Volke vorhanden gewesen, besingt, weiß er seine erotische Lyrik zum klassischen Ausdruck jener rein-geistigen Liebe und „platonischen“ Frauenverehrung werden zu lassen, welche zu ewigen Zeiten in jeder edlen Jünglingsseele erglüht bei der ersten Ergriffenheit durch den Zauber der Weiblichkeit als durch die Erfüllungserscheinung der seligsten Kinderträume und Jugendideale von Schönheit und Weihe.“

ich mir angestrichen p. 174: „Hier machen die Naturelemente den berechtigten . . . vernichtet<sup>1)</sup>.“ Vermeiden Sie namentlich auch die Häufung von Wörtern, die auf — ung endigen, — das klingt gar so übel.

Es ist blutwenig, was ich Ihnen hier schreibe. Ich bin überzeugt, daß recht viel Gutes außer dem manchen, was ich bis jetzt gefunden habe, in dem Buche steckt; namentlich bin ich begierig, aufmerksam zu lesen, wie Sie die schwierige Einteilung der lyrischen Formen einläßlicher und vielfältiger gliedern, als meine Ästhetik bei der Größe ihrer ganzen Aufgabe in diesem Teile leisten konnte. Ich schließe mit dem einfachen Wort: Ihr Buch macht mir den Eindruck, daß Sie eine Zukunft haben. Also frisch vorwärts! Und jedes Gelingen wünscht Ihnen hochachtungsvoll grüßend

Ihr

ergebener F. Vischer.

Dankbar wie diese Kritik, welche seiner Fortbildung und Bervollkommnung nur förderlich sein konnte, begrüßte Stiefel das Urteil einer andern Autorität.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundliche Sendung spricht mich erquicklich an; Sie haben auf eine für die Literaturgeschichte wie für die Ästhetik fruchtbare Weise alle dichterischen Arbeiten durch die Theorie entwickelt, und ich sage Ihnen gerade für Klopstock und Hölderlin anerkennenden Dank; es scheint mir, daß die Betonung des Erstern nötig ist, und Sie haben das rechte Maß gefunden. Auch über Goethe bringen Sie viel Treffliches. Wundern muß es mich freilich, daß Sie weder meine Ästhetik, noch mein Buch über „das Wesen und die Formen der Poesie<sup>2)</sup> mit seiner Kritik über Schiller, noch die Denkrede auf deutsche Dichter<sup>3)</sup> zu kennen scheinen. Sie hätten viele Berührungspunkte gefunden, würden über die naturgemäße Gliederung der Lyrik, über den Unterschied von

<sup>1)</sup> „Hier machen die Naturelemente den berechtigten Ausdruck ihrer Beziehungen und Zugehörigkeit zu dem menschlichen Wesen geltend, indem sie gegen von außen an den Menschen tretende Bestrebungen zu ihrer Unterdrückung als innerste menschliche Wesenstrieb sich auflehnen ihre Unvernichtbarkeit behaupten, aber durch grauenvolle Steigerung und unnormalen Ausdruck selber zur Unnatur werden, welche das Individuum vernichtet.“

<sup>2)</sup> Als Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst, mit historischen Erläuterungen Leipzig 1854 erschienen.

<sup>3)</sup> Lessing — Schiller — Goethe — Jean Paul. Vier Denkrede. Gießen 1862.



Volks- und Kunstdichtung sich mit mir verständigt oder auseinandergesetzt haben. Für wen man eigentlich schreibt, wenn die Mitarbeiter es nicht einmal der Mühe wert erachten, sich darum zu bekümmern? Nun, man tut's um seiner selbst willen. — In Ihrem Buch ist viel Sinniges, und überall der Beweis, daß Sie glücklich verstehen, die dichterische Empfindung auf eine begriffliche Formel zu bringen. Ich habe wenige Fragezeichen und viele Zustimmungstriche bei der Lektüre gemacht; auf das einzelne einzugehen, wird aber lehrreicher und interessanter sein, wenn Sie die Bedingung einer uns Beiden leichtern Unterhaltung erfüllen, d. h. sich mit meinen Arbeiten bekannt machen wollen.

Freundliche Grüße an Herrn Scherr, der leider körperlich angegriffen scheint, aber die großen Tage der Geschichte geistig frisch mitlebt.

Hochachtungsvollst und ergebenst

München 21/2 1871

M. Carrière.

Nach seiner Habilitation als Privatdozent an der Universität Zürich war der junge Gelehrte bereits mit Wort und Schrift in voller Tätigkeit, die großen Geister der neuern deutschen Literatur dem Verständnis seiner Landsleute näher zu bringen. Zunächst galt es die Vertiefung in die Kenntnis Grillparzers, für den gleichzeitig Karl Frenzel in der Berliner „Nationalzeitung“ und Emil Kuh mit den eingestreuten Bemerkungen zu seiner Biographie des Dramatikers („Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter“, Pest 1872) mit liebevollem Eindringen und feinstem Gefühl eintraten. Auf beide fußend, geht Stiefel um ein gutes Stück weiter in der Behauptung, daß wir in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ eine eminente Erziehungstragödie besitzen. Gegenüber den frühern Beurteilungen des Stückes, die den darin enthaltenen sinnlichen Zug einseitig betonten, hat Stiefel aus dem antiken Faltenwurf den ganz modernen Herzschlag herausgehört. Die bedeutungsvolle Grillparzer-Studie — „Eine Tragödie der Erziehung“ in der bei seinem Verleger Otto Wigand erschienenen Umschau über das Leben und Schaffen der Gegenwart „Deutsche Warte“, zweites Augustheft 1873 — schließt mit dem Ergebnis: „Diese Dichtung ist fürwahr die modernste, die seit Goethes Iphigenie aus althellenischem Sagenstoff geschaffen worden.“ Damit war Stiefel indes zugleich auf den Boden getreten, dessen gründliche Beachtung ein bleibendes Verdienst seiner im ganzen beschränkt gebliebenen wissen-

schaftlichen Tätigkeit darstellt. „Das Theater ist für den dramatischen Dichter, was für den Feldherrn der Krieg, und echte Dramaturgie lernt der angehende Ästhetiker nur aus der frisch lebendigen Anschauung auf dem unmittelbaren Schauplatz der dramatischen Taten. Und wie er so zum erstenmal auf eine glänzende Wirklichkeit trifft, die sein im Kleinstadtleben ausgehedtes theoretisches Ideal in Schatten wirft, wird er die Resonanz seiner theatralischen Genüsse, die Summe seiner Beobachtungen im Ton freudiger Anerkennung zusammenfassen. So wird jene Aufzeichnung kein endgültig, allseitig, kritisch abgemessenes Urteil, aber mit begeistertem Eindruck, der noch lang in der Erinnerung fortdauert, ein untrügliches Zeugnis für die kennzeichnendste, naturgemäße Wirkung und Bewährung des guten Theaters geben. Und alle wesentlichen Eigenschaften, alle leuchtenden Wahrzeichen des guten Theaters werden, wie sie ungezwungen aus schönen erfüllten Tatsachen sich darstellten, ungesucht in den Grundzügen der Schilderung als die höchsten Gesetze dramatischer Kunst und die ersten Forderungen ihrer reinen Verwirklichung ausgesprochen sein.“ (Neue Zürcher Zeitung vom 6. Oktober 1872.) Ohne Scheu mahnt er angesichts der damals auf den Bühnen der Schweizerstädte grassierenden Übelstände zum Aufsehen. Sah er die „Affektiertheit, Manieriertheit und den Schablonendienst“ der Schauspieler, so war es ihm, als müßte er ihnen zurufen: Wenn ihr nur natürlich sprechen wolltet, wir schenken euch gerne alle eure Künste. Es war darum natürlich, daß von derselben Bühne herab, von der er nur mehr das Gesuchte, das Gemachte, das Angezwungene zu vernehmen gewöhnt war, Dialektstücke ihn schon ihrer treuherzigen Natürlichkeit des Tons wegen so willkommen anheimelten. Gestützt auf Asteris „Bifari“, mit gelegentlich feinen Aperçus über Hebels Sprachgebung und Ausdrucksweise plädierte Stiefel schon damals für die Eroberung der Bühne durch die Mundart, die sich vorzüglich zu typisch-charakterisierenden Sittenschilderungen des Kleinlebens aus Stadt und Land eigne. Ähnliche „theatralische Sonnenstücke“ verschafften ihm ideale Dilettanten-Darbietungen. Einer Wallenstein-aufführung von seiten der Zürcher Gymnasiasten widmet er (Neue Zürcher Zeitung, 2. und 4. Juli 1871) warme Worte dankbarer Anerkennung, ohne an eine Dilettanten-Vorstellung sachgemäßer Weise höhere Ansprüche erheben zu wollen, als daß sie dem allgemeinen Geist und den hervortretenden Charakterzügen des dargestellten Gegenstandes einen wirksamen Ausdruck zu

leihen vermöge. Dem aus freiem Antrieb und einem schönen sachlichen Enthusiasmus dargebotenen Spiel gegenüber konnte er nicht klassifizierend auftreten — „es müßte denn der Gegenstand der Vorstellung geradezu ein erbärmlicher, oder das allgemeine Darstellungsvermögen so gering sein, daß man das Unternehmen überhaupt sich nicht erklären könnte . . .“ Für den Schauspieler von Fach aber beharrte er unnachlässiglich auf seiner Forderung: die feineren poetischen Sentenzen, die mächtigern dramatischen Momente mit Begabung und Fertigkeit zur Geltung zu bringen. — Bei Vischer hatte Stiefel gelernt, die beiden Arten künstlerischen Schaffens — den Weg von innen nach außen und den von außen nach innen — zu scheiden. So suchte er denn nach Künstlern, die, den letztern Weg zu begehen, sicher waren — „vorherrschend im einzelnen glänzend; nicht immer, aber der Erreichung des letzten, höchsten Ziels, der Harmonie, gewiß.“ Eine zu diesem Zweck unternommene Studien-Ferienreise ließ ihn die Tatsache erkennen, daß am M ü n c h e n e r T h e a t e r die sittlich ernstesten, kunstsinntigen, auf Volksbildung und edle Volkserfreuung gerichteten Bestrebungen zur Vollendung geworden waren, zumal unter der obersten Leitung und Überwachung durch den Generalintendanten Baron von Perfall. Das rege Theaterleben Münchens trat Stiefel besonders im Lustspiel feinem Genres entgegen, namentlich in Salonstücken oft die Partien in gleichmäßig konventionellem Niveau, in elegantem Schliß gehalten, zumeist mit der Besetzung mehrerer gleichgewogener Rollen, von Persönlichkeiten gespielt, die sich damit in ihrem eignen Gebiet bewegten. Da war Christen mit seiner minutiösen mimischen Kunst, der bescheiden einfache Bernhard Rütthling, dann Herz und Dahn; von den weiblichen Mitgliedern Dahn-Hausmann, Marie Meyer, Marie Seebach — „die eigentliche Grazie des Münchner Lustspiels“ — vor allem aber die 28jährige Klara Ziegler, von ihrem Lehrer und spätern Gatten Christen unter möglichst wirksamer Verwertung ihrer äußern Mittel zur Virtuosa der Deklamation angeleitet. Unter solchen Auserwählten empfand er den Genuß, mit dem man in langer Betrachtung vor einem wohlkomponierten Gemälde steht. Mit Spannung verfolgte er das Werden der Stücke „von ihrer ersten allgemeinsten Anlage an, wo man sich rangiert und erst des Textes versichert, bis zu den endgültigen Hauptproben, die bereits in ungestörtem Gang sich abrollen; wo man sich vergewissert, unabhängig vom zufälligen Grad der aufgelegten Stimmung des Ausdrucks Meister zu sein.“



Dem kritischen Beobachter — seine während des Vortrags der Schauspieler aufgenommenen Notizen umfassen ein gegen 100 Quartseiten starkes Manuskript-Best — entgingen die Gründe dieses frischen und sichern Aufschwungs, den das Lustspiel in München genommen, nicht. Durfte er doch Zeuge der beiden durchgreifenden, von der Generalintendantur getroffenen Maßregeln sein: Einmal war das Lustspiel aus dem Hof- und Nationaltheater in das Residenztheater, wo früher nur Operetten die Bühne beherrscht hatten, versetzt worden; anderseits hatte neben dem Opernregisseur Dr. Brandauer und dem zentralen Leiter der Gesamtdirektion, Tenke, Ernst Possart die Leitung des Lustspiels übernommen. — Die ernsthaft verfolgten Eindrücke reichte der junge Kritiker als Resonanz des vielfältigen Genusses, den er in München hatte erfahren dürfen, in „Reisekizzen“ zusammen, ursprünglich mit dem bloßen Zwecke angenehmer Erinnerung an die Theaterabende der Monate April und Mai 1872. Wohl sind diese in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und der „Deutschen Warte“ veröffentlichten Aufzeichnungen keine endgültigen Urteile und Kritiken, vielmehr nur Einblicke fragmentarischen Inhaltes über die Stücke selber, das Tempo der Vorstellung, die Kunst des Memorierens, den Aufwand an Dekoration, das Repertoire und das Verhalten des Publikums. Gern hatte ihr Verfasser die Erzählung des Schönsten, was er draußen gefunden, als Gruß in die Heimat gesendet — ob es zur Unterhaltung, ob zur Anregung gereichte, freundlichem Zufall günstiger Zukunft vertrauend. Daß er jedoch anderseits die aus der Fülle der empfangenen Anregungen sich ihm aufdrängenden Zukunftspläne nicht im Busen still verwahrte, wird durch das folgende Dokument bestätigt.

Dresden, 26. Octbr. 72.

Verehrter Herr Doctor,

es ist mir sehr erfreulich gewesen, daß Sie mir so bald Nachrichten gegeben haben über das, was Ihnen seit Ihrer Heimkehr begegnet ist, und was für Aussichten sich für Ihre Zukunft öffnen. Seien Sie überzeugt, daß ich aufs herzlichste teilnehme an Ihrem Lebenswege. — Die Stunden, welche ich mit Ihnen verlebte, stehen mir in freundlichstem Andenken. Es war mir erquicklich, mich mit Ihnen auszusprechen über ästhetische und literarische Fragen, die uns gemeinsam am Herzen liegen.

Seitdem habe ich nun Ihre kleine Schrift gelesen, die Sie mir gütigst

verehrten. Es geschah in der herrlichen Buchenwälderinsel Rügen. Ich kann Ihnen zu diesem Debüt nur aufrichtig Glück wünschen. Sie haben, was den meisten unserer Literaturhistoriker fehlt, jene feinsinnige Vertiefung in das spezifisch Poetische, ohne welche die Kritik immer nur schablonenmäßig, niemals aus dem Innersten heraus lebendig empfindend und urteilend ist. Und Sie verbinden mit diesem verständnisvollen Nachempfinden kundigen geschichtlichen Blick, der das einzelne sofort in große Gruppen und in allgemeine geschichtliche Zusammenhänge einzufügen weiß. Ich werde mich sehr freuen, recht bald wieder eine neue Arbeit von Ihnen zu sehen.

Haben Sie den Aufsatz von Paul Lindau „Unsere Klassiker und unsere Universitäten“ in der „Gegenwart“ gelesen? Er trifft den wunden Punkt; der Fehler aber ist, daß er sich in seiner Kenntnis der Zustände der germanistischen Philologie arge Blößen gibt. Sei dem, wie ihm wolle, es ist gut, daß die Sache überhaupt wieder einmal gebracht ist, denn es ist und bleibt ein Skandal, daß unsere deutschen Universitäten von Ästhetik und neuerer Literaturgeschichte ganz und gar absehen zu dürfen meinen. — Gelingt es Ihnen, in Zürich eine gute Stätte Ihrer Wirksamkeit zu finden, so ist dies nicht bloß ein Vorteil für Sie, sondern auch für Zürich. Über Nutzen und Methode solcher allgemein bildender Vorlesungen sind wir ja vollständig einverstanden. — An Scherr und Keller die herzlichsten Grüße; auch an Kinkel, wenn Sie ihn sehen.

Herzlich ergeben

Hettner.

Wiederum fand Stiefel bei einem Berufenen Anerkennung:

„Herr Dr. Stiefel hat erst in den letzten Semestern seiner Zürcher Studienzeit die Theologie verlassen, um sich insbesondere dem Studium der Literatur zuzuwenden. Durch den Besuch einzelner Vorlesungen dieser Art, durch Konzentrierung seiner Privattätigkeit auf ein gewisses Gebiet deutscher Literatur, insbesondere die Lyrik, gelang es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, unterstützt durch die allgemeine Bildung, die ihm auch seine frühern theologischen Studien gegeben hatten, und durch seine natürliche Begabung mit einer Schrift über die Lyrik hervorzutreten, welche ihm von der Fakultät den Doctortitel und bald darauf auch die Bewilligung zur Habilitation als Privatdozent eintrug. Hat nun an sich schon ein sehr frühes Auftreten als Privatdo-

zent auch eine gefährliche Seite, und wäre jedem, dem es seine Mittel erlauben, entschieden zu raten, nach äußerlichem Abschluß der gewöhnlichen Universitätsstudien, noch eine Zeit lang an andere Universitäten oder in der Welt überhaupt sich umzusehen, bevor er selbst zu dozieren anfängt, so mußte Herrn Stiefel bei der ganzen Vorbereitungszeit, die nach seinem Bildungsgang ihm für seine Spezialstudien eingeräumt war, bei dem großen Umfang des Gebietes, dem er sich widmen wollte, bei der in der ästhetischen Kritik oft gebotenen Veranlassung, sich in abstrakt theoretischen Deduktionen zu ergehen, diese Gefahr um so mehr entgegentreten. Es zeugt von völlig richtiger Selbstkenntnis und ist in den Augen des Unterzeichneten sehr ehrenwert, daß Herr Stiefel diese Gefahr selbst fühlt und mit Energie darnach strebt, sich nachträglich noch einer methodischen Schulung zu unterziehen, welche ein Privatdozent in andern Fächern gewöhnlich während der Studienzeit durchmacht, einer Schulung, die am einzelnen das Urtheil zu schärfen, es klar und präzis zu gestalten nötigt. Da nun Herr Stiefel nach wie vor seinem Hauptgegenstande, der Literatur, treu bleiben will, so ist es natürlich zweckmäßig, diese methodische Schulung an einem solchen Stoffe zu gewinnen, welcher ihm materielle Erweiterung seiner Kenntnisse in seinem Hauptgebiete und ein mehr historisches Verständnis der literarischen Erscheinungen gewährt. Herr Stiefel hat daher in richtiger Würdigung dieser Umstände den Entschluß gefaßt, in der nächsten Zeit sich besonders dem Studium der modernen Philologie, sowie der Germanistik zu widmen und damit die Möglichkeit sich zu schaffen, die Literaturen der westlichen Völker Europas an der Quelle zu studieren. Hiefür kann kein passenderer Ort als Berlin gewählt werden, wo nicht bloß an der Universität altdeutsch und altfranzösisch tüchtig vertreten sind, sondern in neuester Zeit eine Akademie für moderne Philologie entstanden ist, deren Besuch mit dem Besuch der Hochschule verbunden werden kann, und welche wissenschaftlich wie praktisch gründlich in diese Studien einführt. Kommt noch dazu, daß Berlin mit seinen sonstigen Ressourcen, Museen u. dergleichen der Anregung viel bietet, welche für solche Studien von größter Wichtigkeit sind, so kann vollends über die Zweckmäßigkeit des Entschlusses des Herrn Dr. Stiefel kein Zweifel obwalten.

Zürich-Hottingen, den 27. Aug. 1873.

Prof. Dr. Arnold Hug.

Das Gutachten des Vertreters der klassischen Philologie an der Zürcher Hochschule erschloß Stiefel die Freigebigkeit der Behörden und ermöglichte ihm

damit die Fortsetzung seiner Studien in Berlin unter Ernst Curtius, R. B. Müllenhoff und Adolf Tobler. Die Bekanntschaft mit Theodor Fontane vermittelte Ernst Bossart, der seinerseits wenige Jahre später auf einer Berliner Gastspielreise dem Dichter durch Stiefels Empfehlung persönlich näher treten wollte.

Verehrter Freund!

Innigen Dank für Ihren lieben Brief und für die Fontaneschen Zeilen, welche denselben begleiteten. Ich habe den berühmten Kritiker persönlich nicht kennen gelernt. Er war beschäftigt, ich übergab seiner Frau Ihren Empfehlungsbrief und fand nicht mehr Zeit — ich spielte in 24 Tagen 20 Mal — meine Visite zu wiederholen. Um so mehr erfreute mich nach meiner Rückkehr der beifolgende kleine Brief des Herrn Fontane. . . . Daß er sich auch nun Ihnen gegenüber so gütig in Bezug auf meine Leistungen geäußert hat, macht mich sehr glücklich. Die Wahrheiten, die er in seinem Briefe sagt — denn als solche muß ich sie ja wohl anerkennen — haben mich aufs neue angespornt, soviel in meinen Kräften steht, an mir zu feilen und die vorhandenen Mängel zu beseitigen. Sie haben schon Recht: da bedarf es bei mir keiner Überschattierung. Ich will vorwärts, nicht nur für die Außenwelt — nein, für mich selbst und meine innerste Befriedigung. Und darum bin ich dankbar für jeden guten Rat und jedes offene Wort verständiger und wohlwollender Menschen. Daß ich zu diesen auch Sie, mein hochverehrter Freund, rechne, bedarf wohl keines Wortes . . .

Behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren  
dankbar ergebenen

(18. 1. 76.)

Ernst Bossart.

Wie wir sehen, hatten die „in der Stimmung einer Art idealischen Dankgefühls“ entstandenen Reiseskizzen Stiefels bei den Beurteilten selber den verdienten Beifall gefunden und dem Verfasser gerade die Meister deutscher Schauspielkunst als Freunde zugeführt. Als das ungemein Wohltuende und Erhebende an Bossarts tragischen Darstellungen hatte schon der junge Kritiker<sup>1)</sup> die von Anbeginn des Spieles an fortdauernd reine Liebe zur Dichtung, den wahren künstlerischen Ernst herausgeföhlt; das Spiel des Künstlers nicht nur auf den theatralischen Effekt glänzender äußerer Darstellungsgabe gerichtet,

<sup>1)</sup> „Herr Ernst Bossart als tragischer Darsteller“. N. 3. 3. 23./24. XII. 1871.



sondern vom ganzen Bewußtsein und energischen Streben getragen, den edelsten Geistes schöpfungen die würdige Verkörperung zu schaffen, zwischen dem Volk und seinen idealen Führern, ja zwischen der Gegenwart und den Vorbildern, welche die Vergangenheit dieser überliefert, zu vermitteln. — In Wien war ihm bereits Adolf Sonnenthal als Darsteller vornehmer Männerart entgegengetreten; dieselbe Sicherheit kann er der damals auf dem Gipfel ihres Ruhms stehenden Pauline Ulrich nachrühmen. In Bewunderung zweifelnd, im Zweifel bewundernd, folgte Stiefel in Dresden den beiden Gastspielzyklen, welche diese im Frühjahr 1873 in der Rolle der Adrienne Lecouvreur eröffnet und damit die oberste, „seltsamerweise“ nicht immer beachtete Kunstregel eines Gastspiels erfüllt hatte: die Erwartungen des Publikums gleich mit dem Anfang in der richtigen Weise vorbereitend zu stimmen, durch den ersten Eindruck völlig ins Klare zu versetzen. Der Reichtum der Erfindung in der sinnigen Wahl und geschmackvollen Verwendung der Toilette, die Meisterschaft der sprachlichen Diktion — alles erinnerte an Frau Gabillon. Als er sie dann in andern Rollen die höhere Aufgabe erfüllen sah: in reiner Umgebung die innersten Intentionen des Dichters zum vollsten herrlichen Ausdruck zu bringen, da ist sie ihm die „Auserwählte auf dramatischem Gebiet“<sup>1)</sup> geworden, deren Auftreten die volle Harmonie der äußern Mittel und der geistigen Begabung, sowie ein mit diesem Naturgeschenk sich vereinigendes unermüdeliches Fortbildungsbestreben als die eigenen Vorzüge vor allen andern zeitgenössischen Künstlerinnen aufweist.

Mit Stiefels Wahl an die Lehrerstelle für deutsche Sprache und Literatur an der Industrieschule Zürich, die er vom 1. Mai 1876 an ein volles Jahrzehnt bekleidete, schließt seine ideenreiche und fruchtbare theaterkritische Tätigkeit ab. Sie hat aber auch der am 15. April 1887 zum Nachfolger seiner Lehrer Kinkel und Scherr ans Eidgenössische Polytechnikum Berufene um keine wesentliche Publikation vermehrt. Diese Tatsache, deren Gründen nachzugehen hier nicht der Ort ist, erscheint um so auffallender, als Stiefel sich glücklich schätzen durfte, anteilnehmender Augenzeuge des Aufsteigens unserer beiden Größten zu sein. Als solcher mag er darum an dieser Stelle zu Worte kommen.

In die Zeit von Stiefels Habilitation als Privatdozent reichen seine Be-

<sup>1)</sup> Gartenlaube 1875, No. 3. Vgl. auch N. 3. 3. 21./22. IV. 1871.



ziehungen zu Gottfried Keller zurück. Damals meldete ihm ein Billet des „staatsmäßigsten Schreibers schweizerischer Eidgenossenschaft“:

Geehrtester Herr Doktor!

Der Heimatschein Ihres Bruders hat sich nun doch vorgefunden, und ich säume nicht, Ihnen denselben zuzustellen.

Um Ihre Antrittsvorlesung bin ich auf jämmerliche Weise gekommen, indem kurz vor 11 Uhr mir ein unvorhergesehenes Geschäft wie ein Ziegel vom Dach auf den Kopf fiel, das zwar nur  $\frac{1}{4}$  Stunde erforderte, aber mir die Vorlesung völlig aus dem Gedächtnis blies, bis es halb 12 Uhr und damit zu spät war.

Leider kann ich mich nicht in die Nase beißen, da ich gerade in der Gegend des Nasenzipfels keine Zähne mehr habe.

Ihr ergebener

G. Keller.

Durch eine allerdings kaum zu rechtfertigende Kritik des Gelehrten am Schaffen des Dichters, die ihm dieser mit Grund verübelte, wurde die persönliche Annäherung beider auf lange Jahre hinausgeschoben. Den Verlust ersetzte die ebenfalls auf Grund öffentlicher Beurteilung erfolgte Annäherung an C. F. Meyer.

(Schluß folgt.)

## Ein seltenes Geschenk Poseidons

### Griechische Kunstwerke in Tunis



edes Jahr kommen griechische Schwammfischer an die Ostküste Tunesiens, um die Tiefen der Syrte nach ihren Schätzen abzusuchen. Sie fuhren auch im Sommer 1907 in ihren kleinen Segelschiffen hinaus und stiegen hinunter auf den Meeresgrund, mit dem Ertrag ihres gefährlichen Handwerks ihr karges Leben zu fristen. Da tauchte eines Tages einer der Schwammfischer aufgeregt empor und erzählte seinen staunenden Genossen, er habe unten etwas gesehen fast wie ein Bündel Kanonenrohre. Sie beschloßen, dem sonderbaren Fund auf eigene Faust nachzuforschen und fanden zu ihrer großen Überraschung, daß die vermeintlichen Rohre in Wahrheit mächtige Marmor Säulen waren, die in einer Tiefe von 40 Metern in langen Reihen auf dem Meeresgrund lagen.